

Pombroso sieht dies beides als charakteristisch für die Epilepsie an — die große Spannweite der Arme und vorzeitige Krämpfe: Erscheinungen, die sich alle auch bei völlig normalen Menschen vorfinden.

Im „Correspondant“ gibt der Marquis de Nadailac eine statistische Zusammenstellung der Menschenopfer, welche die Kriege des letzten Jahrhunderts gefordert haben. Sie enthält die Gesamtsumme von 6,685.000. Davon entfallen gegen fünf Millionen auf die napoleonischen Feldzüge, 750.000 auf den Krimkrieg, 45.000 auf die italienischen Feldzüge. Im amerikanischen Freiheitskrieg gab es 232.000, im österreichisch-preussischen Krieg 45.000 Gefallene. Im deutsch-französischen Krieg fielen 215.000, im russisch-türkischen 250.000 Mann. Ueberdies mögen im bulgarisch-serbischen Krieg und den außereuropäischen Kriegen (in China, Mexico, Afghanistan) gegen 150.000 Mann zu Grunde gegangen sein. Nun erweisen statistische Erhebungen, daß nur etwa ein Fünftel aller Todesfälle auf Kriege zurückzuführen sind, während vier Fünftel die Folge von Krankheiten und natürlicher Entkräftung sind. Trotz der daraus hervorgehenden stattlichen Zahl von Verlusten hat die Menschheit sich doch im Laufe des letzten Jahrhunderts verdoppelt, und es steht zu erwarten, daß sie sich bei dem Fortschreiten der medicinischen Kenntnisse, der hygienischen Maßnahmen und den günstigeren Lebensverhältnissen überhaupt, die allmählich auch in die halbbarbarischen Länder dringen, in noch rascherer Progression vermehren dürfte.

Ein Artikel von H. van Doorslaer in der letzten „Revue Générale“, über die gegenwärtige Ausstellung in Brüssel, enthält die folgenden Daten über die belgische Kohlenindustrie, von deren Entwicklung die betreffende Specialausstellung ein übersichtliches Bild gewährt. Von 1830—1840 wurden in Belgien 29 Millionen Tonnen Kohlen im Werte von 322 Millionen Francs geschürft. 31.000 Arbeiter waren dabei beschäftigt und bezogen dafür im ganzen 153 Millionen Francs als Lohn. Von 1891—1895 wurden gegen 100 Millionen Tonnen im Werte von 963 Millionen Francs gewonnen, wobei 118.000 Arbeiter thätig waren, die dafür eine Besoldung von zusammen 509 Millionen Francs empfangen. Der Tageslohn, der um 1830 Fr. 1.30 betrug, hat sich bis 1895 auf 2.60 Fr. gesteigert. Die Kohlen werden durchschnittlich um Fr. 10.80 die Tonne (= 1000 Kilogramm) verkauft. Im Ganzen erzeugte Belgien von 1830 bis 1895 gegen 709 Millionen Tonnen Kohlen, was sieben Milliarden und 664 Millionen Francs an Geldwert repräsentiert.

Ueber den Mysticismus Maeterlincs schreibt Arthur Symons im Septemberheft der „Contemporary Review“. „Maeter als den allermeisten Menschen stellt sich Maeterlinc das Geheimnis der Dinge dar, das hinter den Worten und hinter dem inhaltsvollen Schweigen liegt; in seinen dramatischen Werken ist eine sensible, schweigame und zugleich sehr decorative Einsamkeit, die der Stimme der Stille näher kommt, als irgend eine andere Kunst.“ So leitet Symons seine Studie ein. Indem er sich bemüht, seinen mystischen Vorstellungen eine concrete Gestalt zu geben, habe Maeterlinc so scharf unrisse, knappe Rollen geschaffen, daß sie sichtlich von Marionetten dargestellt werden können, und in dieser Wahl künstlicher, mechanischer Phantome zur Wiedergabe seiner Stücke — jener sonderbaren Parodien des Lebens — symbolisiert er gewissermaßen den Eindruck, den das wirkliche Leben auf den Mystiker macht. Die Menschen selber sind ihm Puppen, denen eine höhere Macht die Rollen zuweist, mit vorherbestimmten Affecten, Gesen und Worten. Und jene Worte, die wir scheinbar zufällig, willkürlich sprechen, sind ihm nur Bruchstücke eines wohlervogenen, im Hinblick auf einen höheren Zweck entworfenen Ganzen, zu dessen Erfüllung wir unseren bescheidenen Theil beizutragen haben. Gerade das Geringscheinbare ist für Maeterlinc das Entscheidende, Bedeutende; daher jene sonderbaren, lickenhaften, scheinbar nichts sagenden Dialoge, die den gewöhnlichen Leser verblüffen und verwirren. Erst nachdem Maeterlinc das Meiste, was er zu sagen hatte, in seinen Stücken angedeutet, habe er begonnen deutlicher zu sprechen in seinem Buch der Betrachtungen, dem „Trésor des Humbles“. Hier zeigt sich — in einer viel erlebeneren, harmonischeren Form als in den Stücken — Maeterlincs Doctrine, sein System. Ein directer Abkömmling der alten Mystiker, und tiefer als irgend einer unter ihnen in das Wesen der Mystik eindringend, weist er manche Verwandtschaft mit Emerson auf, mit dem er die Ueberzeugung von dem höheren Willen, der die Instincte lenkt, und der Nothwendigkeit, diesen Instincten zu vertrauen, theilt. Der Verstand, oder was sich durch diesen erkennen läßt, gilt ihm wenig im Vergleich zur Seele, unserem eigentlichen Ich; im Unbewußten, nicht im Bewußten sucht er die Wurzeln unseres Wesens. Das Geheimnisvolle, das im täglichen Dasein liegt, das Wunder, welches „die überraschende Thatsache des Lebens an sich“ ist, will er zeigen. Und durchdrungen von diesem Geheimnis, spricht er nicht laut und emphatisch, als habe er Neuentdecktes zu verkünden, nicht wie ein Moralist, der befehlen will, sondern nur wie einer, der aufmerksamer hineingehört ins Leben und das dort Erfahrene einfach berichtet.

Bum Schutze geistigen Eigentums.

Um zur Beseitigung eines bei deutschen Zeitschriften nicht seltenen Unfugs nach Kräften beizutragen, geben wir gern der folgenden Zuschrift nebst Beilage Raum:

Lieber Herr Vahr!

Man hat mir etwas Schändliches angethan. Hier, bitte, sehen Sie sich das beiliegende Flickwerk an und lesen Sie die Fußnote auf Seite 1. So gehen deutsche Redacteurs mit anvertrauter Geistesarbeit um! Einen elenden Schmarrn hat man mir aus meiner Dichtung gemacht! Ist es nicht endlich einmal Zeit, diesen Unverschämtheiten banausischer Redactionen entgegenzutreten?! Bitte, thun Sie mir die Liebe und drucken Sie das Ganze so bald wie irgend möglich ab! Nicht wahr, Sie brechen diese Lanze für mich? Es ist ja schließlich für uns Künstler alle. Wenn aber nicht, dann bitte ich um möglichst rasche Rücksendung der Beilage. Mit herzlichem Gruß Ihr
Panlow bei Berlin, 16. October 1897. Dehmel.

Die in dem Brief erwähnte Fußnote lautet:

Ich lasse hier ein Märchen nochmals erscheinen, das kürzlich von der „Jugend“ in einem völlig verstümmelten Zustand veröffentlicht worden ist. Die genannte Zeitschrift hatte es für ihr Böcklin-Fest erworben, und der Correcturbogen gieng mir rechtzeitig in vollständigem Wortlaut zu. Dann hat die Redaction, ohne mich irgendwie zu befragen, mehr als zwei Duzend Stellen, längere und kürzere, sogar ganze Sätze, daraus gestrichen, auch einige scheinliche Textänderungen sich erlaubt. Nachträglich wurde mir als Grund unvorhergesehener Raummangel angegeben. Ich habe der Redaction bedeutet, daß sie das Märchen dann lieber hätte zurückstellen sollen, und daß es wenig Achtung vor der Kunst beweise, in einem Hefte, mit dem sie einen Künstler ehren wollte, der Arbeit eines anderen Künstlers Gewalt anzuthun. R. Dehmel.

Wir bringen das Märchen in unverstümmelter Form; die von der „Jugend“ unterschlagenen Stellen sind im Folgenden in Klammern gesetzt.

Das Löwenherz.

Ein Märchen für Große.

Von Richard Dehmel.

Es war einmal ein mächtiger Zauberer, der hatte einen zahmen Löwen. Und weil der Löwe zahm war und sogar nach seiner Pfeife tanzte, ließ er ihn frei mit sich herumlaufen in der Welt, — (bald hier, bald da, wo's grade was zu zaubern gab.) —

Zuerst entsetzten sich die Menschen davor, besonders wenn das Unthier brüllte; allmählich aber gewöhnten sie sich an das Wunder und ehrten die Macht des Zauberers nur noch mehr. Denn nicht bloß tanzen ließ er ihn nach seiner Pfeife, sondern er hatte ihm so viele Kunststücke beigebracht, — (wie selbst sein klügster Elefant nicht konnte, und schließlich dachte sich das Wunderthier von selber immer neue aus.) —

Noch manche anderen wilden Thiere hatte der Zauberer sich gezähmt, — (um seine Macht zu beweisen:) — Füchse, Leoparden, Affen, einen Tiger, auch ein Känguruh — und alle machten sie — (in ihrer Art) — dem Meister Ehre — (und den Menschen Vergnügen.) —

Aber der Löwe war sein Liebling, denn der fürchtete sich nicht vor ihm; sondern wenn er nach der Zauberpfeife langte, dann brüllte sein Liebling vor Freude, während die übrigen Thiere sich duckten. Nur das Känguruh war einmal unversehens, ohne einen Laut von sich zu geben, in die Höhe gehopst, höher fast, als selbst der Löwe wagte; aber da war er über das Springthier hergefallen und hatte es rücklings zu Boden gedrückt und war ihm dann mit einem solchen Niesenluftsprung über die Nase gesprungen, daß dem Känguruh der Athem vergieng.

Seitdem versuchte keins der Thiere mehr, es mit dem Löwen aufzunehmen; und auch die Menschen hielten ihn für das gewaltigste Wunderthier, so unbegreiflich fanden sie sein Wesen. Und wenn er sich vor ihnen steif hinstellte und seinen Rachen aufriß und die eine Zage hob, so daß sie Furcht bekamen, und dann nichts weiter that als mit dem Schweife ruhig einen Ring drehen und die rothe Zunge lang herausstrecken, — (während die Musik der Zauberpfeife immer wilder wurde,) — so sagten sie verdutzt: Ob er wohl selbst versteht, was er da macht?

Dann lachte ihm das Herz im Leibe; denn Löwenherzen lachen ebenso wie Menschenherzen, sogar noch gründlicher, weil seltener.

Da griff sich eines Tages der Zauberer ein neues Wunderthier im Walde auf, — (nur diesmal kein vierfüßiges, sondern einen Sperber.) — Der konnte nun zwar nicht nach seiner Pfeife tanzen oder springen, aber unso schöner fliegen, und das verdroß den Löwen. Immer wenn er seinen höchsten Luftsprung machen wollte, dann fiel ihm ein, daß sich der Sperber leicht viel höher schwingen könnte, und er ließ den Sprung. Der Zauberer aber schien sich nicht daran zu kehren.

Das merkten denn die anderen Thiere bald und nahmen sich verschiedene Freiheiten heraus, die vorher bloß der Löwe sich erlaubt hatte, und das Känguruh sieng wieder an zu hopsen. Indessen, weil er's verschmähte, jezt noch mit ihnen um die Wette zu springen, so ließ er sie gewähren und begnügte sich mit seinen Künsten auf der ebenen Erde. Nur wenn der Sperber in die Lüfte stieg, so daß sein unscheinbares Gefieder oben in der Sonne funkelte, dann grünte sich sein Löwenherz und seine stolze Mähne sträubte sich und er brüllte vor Sehnsucht.

Als das der Sperber einsah, erhob er seine Flügel immer höher, und seine Kreise wurden immer kühner, bis er sich schließlich auch zum Liebling des Zauberers machte und ihn bei jedem Werke begleiten durfte. — (Und wenn die Menschen den Wunderthäter so ankommen sahen, den Löwen vor sich, den Raubvogel über sich, dann wußte keiner, wen er mehr anstaunen sollte: das Thier, den Vogel oder den großen Meister?) —

Der Löwe aber, obgleich sein Herz voll Eifersucht war, bewunderte den Sperber mehr als irgend ein Mensch; und weil er Ehrfurcht hatte vor der Höhe und heimlich hoffte, auch noch fliegen zu lernen, so fraß er seinen Gram herunter und schloß Freundschaft mit dem edlen Vogel.